

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin - Halensee, Katharinenstrasse 5
 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und
 Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark /
 Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertions-
 preis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1910

BERLIN/DONNERSTAG DEN 18. AUGUST 1910/WIEN

NUMMER 25



Samuel Fridolin

Schlechte Dichter / IV: Otto Ernst

Humoriger Charakter. Schrieb Komödien im Stil der fliegenden Blätter (Jugend von heute / Flachsmann als Erzieher) Begann eine Reihe Romane: Asmus Sempers Jugendland; Semper der Jüngling. Die Fortsetzungen erscheinen unter dem gemeinsamen Titel: Semper idem.

INHALT: R. LAUDON: Neben der Brüsseler Ausstellung / KURT HILLER: Über Kultur / ELSE LASKER-SCHÜLER: Meine Mutter / PAUL SCHEERBART: Der blaue Himmel / RUDOLF BLÜMNER: Frank Wedekind als Aesthetiker / ALBERT DREYFUS: Gedichte / ALFRED MOMBERT-HERWARTH WALDEN: Hier ist ein Gipfel / TRUST: Das Ende / CARL ONNO EISENBART: Literarische Ausländer / J. A.: Das Fremdenbuch auf dem Annener / Karikatur

Neben der Brüsseler Ausstellung Von R. Laudon

Hier lastet die Ausstellung und wirft mit internationaler Wucht ihre Passanten platt auf die Erde, drüben ragen dichte Baumwipfel, da tänzelt das kokette Brüssel. Nachdem der Laie seine ehrenvolle Pflicht erfüllt und die Ausstellung hat über sich ergehen lassen, erinnert er sich mit Vergnügen seiner guten Laune und verschwindet hohnlachend aus dem geldfressenden Terrain. Er schließt sich hochachtungsvoll ergebenst allen Lobeserhebungen an, welche die Exposition betreffen, sieht sich nur genötigt nach Rücksprache mit seinen jugendlichen Beinen, diesen freien Lauf zu lassen.

Ich bin wieder außerhalb der Gitter, schwimme in Brüssel. Die Stadt ist so schön und sehenswert; fast in jeder Straße so schön und sehenswert. Streifen Sie durch Berlin, so vergessen Sie nicht, einen Begleiter mitzunehmen; Sie fallen, von der Monotonie der Häuser eingeschlafert, in tiefe Hypnose. Ich sah schon Fremde in traumartiger Lethargie durch die Linden gehen; wenn ein Schutzmännchen am Arme schüttelte, so wachten sie auf, schlügen entsetzt um sich und fuhren mit dem nächsten Zuge nach Hause. Nur heftige Lachkrämpfe sorgen in Berlin automatisch dafür, daß der Spaziergänger aufwacht und garantieren so eine gewisse Ungefährlichkeit des Betretens der Straßen; nämlich Lachkrämpfe, wenn ein Schild mit Shakespearescher Bündigkeit ein Arrangement von sieben Bäumen als Park bezeichnet, oder ein Loch zwischen den Häusern als Platz. Sonst studiert der Fremde, wie man an allen Ecken sehen kann, unablässig im Gehen und Sitzen seinen Plan der Stadt; er läuft wie von einer Wespe gestochen aus einer endlosen Straße in die andere, frühstückt am Wedding, diniert am Alexanderplatz, soupiert am Zoo, beschließt den Tag auf dem Kreuzberg, immer die mysteriöse Frage auf den Lippen: „Wo liegt Berlin?“ Er glaubt ständig in Groß-Rixdorf zu sein. Er weiß nicht, der völlig Unkundige, daß Berlin ein abstrakter Begriff ist, daß Berlin nicht optisch und greifbar in den Häusermassen erscheint, sondern daß es eingekapselt überall sitzt, wo er vorbei gelaufen ist; es hat sich die Häuser wie einen schmutzigen Regenmantel übergeworfen, es hält sich die toten Fassaden wie einen Riesenparapluie vor, damit man es dahinter ungestört schustern läßt.

Es sieht im Durchpassieren aus wie ein Wurf unbeschreiblicher Gebilde, von Gebilden, eins häßlicher und gleichgiltiger als das andere; aber hier baut man eben nicht für den Betrachter. Welcher Norddeutsche, insbesondere welcher Berliner, sucht sich denn ein Haus aus; in den feineren Vierteln pflegt man wohl mit großem Hallo! Innendekoration und Außendekoration; aber im tiefsten Herzensgrunde gilt das auch hier als Schunk und ist von weit her importiert. Der Berliner Schönheitssinn erschöpft sich in primitiver Reinlichkeit, und der einzige anerkannte Kunstgegenstand ist der Sprengwagen. Dafür ist typisch die erste Wendung eines Berliners in irgend einer altertümlichen Stadt, — daß sie dreckig sei; mit der vorbildlichen Kanalisation beginnt und endet die norddeutsche Kunstbemühung. Ich spreche nicht von dem „Greuel der Siegesallee“; zwar barbarisch ist sie von A bis Z, aber: das ist kein Freund Berlins, der betet, daß die nächste Erdbebenwelle sich die Siegesallee herunterlangen möge; mit einem einzigen Blick haben Sie hier ganz Berlin, wie in einem Konzertprogramm, gefaßt: der saubere weiße Marmor, der Schutzmann, die umgitterte Sitzbank, der sechsunddreißigfache Patriotismus, die optische Unmöglichkeit.

Als ich das unbeschreibliche Straßenbild Brüssels zum ersten Male in mich aufnahm, die Brücken, Plätze, Denkmäler, Avenuen, hätte ich diese Wirklichkeit nicht für möglich gehalten; es war zum Weinen, — so geistreich, frei, verwegene und liebliches sah ich hier. Ludwig Hoffmann, das Berliner Genie, stand mir noch grau in grau vor Augen. Seine fanatische Schlichtheit, die nichts verraten will, die sich zurückzuhalten scheint, und doch, wie der Betrachter bald merkt, nur wenig zurückzuhalten hat; der Mann beleidigt nicht und niemals, — er wagt es nicht; es ist sein Genie, daß er nicht und niemals auf die Nerven fällt. Er markiert aufdringlich guten Geschmack. Aber so wenig roh er ist, so wenig läßt er von den himmlischen und stolzen Möglichkeiten der Baukunst ahnen. Er macht kluge, gebildete Bauten, von rationalistischer Dumm- und Dürftigkeit. Es ist die Kunst, die im Anzuge ist, sich ein Land unterjocht, und erst, wenn es sich gefügt hat, ihm die hohen Freiheiten der Phantasie schenkt. Eine kleine niedliche Lyrik zwitschert hier und da in Hoffmanns Werken; planvoll angebracht, täuscht sie über große Mängel hinweg. Nüchtern, — aber wahrhaft die Kunst eines militärischen Landes, hoffe niemand, daß es bald anders wird; denn diese Kunst ist die Schattenseite von Deutschlands, Preußens Militarismus, seiner Gewerbe- und Gelehrtenenergie, und dieser Militarismus und diese Energie wägt alle Bauten der Nachbarländer auf. Wer morgens um sechs Uhr durch Berlin die Riesenmassen Arbeiter in die Fabriken, Werkstätten sich wälzen sieht und um zehn Uhr fast leere Straßen durchwandert, glaubt Flammen aus diesen getünchten Häusern schlagen zu sehen, glaubt, daß diese rastlose zähe Energie mit Schrecken und Neid alles überzieht, was sich einer stolzen Vergangenheit erfreut. Was scheren uns da Passantenkritiken?!

Freilich, verschonen wir dies Land mit Kunst, fühlen wir Freunde der Kunst uns weiter als Ausländer! Und so wanderte ich mit heimatlichem Vergnügen durch die Straßen von Brüssel, Antwerpen, Gent, saß am Strand von Ostende. Ein schöner etiter Menschenschlag war da zu sehen; besonders Antwerpen ließ so leicht den Wohnort Rubens erraten: die prallen, saftigen Dirnen, die muskulösen Männer. Jedes Dienstmädchen trägt ihren wollenen Shawl mit größerer Grazie als ein Berliner Fräulein den seidensten Theatermantel. Man ist hier frühreif; ganz junge Dinger tragen frisierte Köpfe und blicken frech; ein Tag Aufenthalt genügt, um sich zu überzeugen, daß die sexuelle Atmosphäre hier freier weht als im guten Preußen. Auch sah ich in den Bedürfnisanstalten keine Kreidezeichnungen und Inschriften, die mich über die nationale Erotik aufklären könnten. Ein breites öffentliches Leben war zu beobachten, gefüllte Cafés, gefüllte Straßen; viel Lärm, viel Bewegung; größere Kommunikation von Mensch zu Mensch; das politische Tier bellte vernehmlich. Abends sammelten sich in Antwerpen Massen auf den freien Plätzen; gute Musikkapellen spielten anständige Musik, die schleimige Tonsuppe, die man uns vorsetzt, wird hier nicht goutiert, nur in Cafés verurteilt technische Unfähigkeit die Musikannten zu Wiener Walzern. Aber alles und jedes wurde in mir aufgewogen durch die Freude über die Anmut und den Geschmack der belgischen Frauen.

Es erübrigt sich, hier noch einen Rückblick auf die fabelhafte Geschmacklosigkeit der Berlinerin zu werfen; „Geschmacklosigkeit“, das heißt nicht: „schlechter Geschmack“, sondern „gar kein Geschmack“. So wenig Sinn der städtebauende Berliner für die Optik der Straßen hat, so wenig eben die Berlinerin für die Optik ihres Körpers. Bestenfalls geht sie à la Hoffmann grau in grau; entsetzlich, wenn sie mehr, über ihre Kraft, will. Vorbildlich müssen hier noch die öffentlichen Damen wirken, deren Tracht allmählich das größere Bürgerpublikum annimmt; auf diesem Umweg kommt Paris nach Berlin. Man erkennt in Berlin auf einen Blick das Bürgermädchen: wuschiges Haar, plumpes Zeug, schlechtes Schuhwerk, — von den sichtbaren Dessous ganz zu schweigen. Hier im Ausland beschämmt eine niedrige Flämin sie alle. Was sind die Mädchenhändler aus der Grenadierstraße für schlechte Kaufleute! Aus Berlin exportieren sie Mädchenware für das Ausland: das ist dem Ausland ganz recht und für Berlin nur angenehm. Aber warum zieht niemand Ausländerinnen, Französinnen, Däninnen, Belgierinnen zu uns her, warum kommen sie so wenig, so wenig zu uns? Was sind die großen Warenhäuser und Modefirmen gedankenlos! Alle schönen und großen Kostüme französischer und belgischer Damenkonfektion tragen auf der Ausstellung das Schildchen: verkauft an Gerson, Wertheim. Aber vergeblich suchte ich auf der Straße an den schönen und preiswerten Damen ein Schildchen: verkauft nach Berlin. Was nützen doch alle Kostüme, meine blinden Herren Konfektionäre, wenn niemand da ist, der sie trägt, der zeigt, wie man sie trägt, und was sie aus der Trägerin machen? Diese Kostüme, das sehen Sie nicht, sind geboren aus dem Bemühen, die Grazie des Frauenkörpers aufs sichtbarste hervortreten zu lassen und zu steigern: wo aber ist die Berliner Grazie, welche diese Kostüme hervortreten lassen könnte? Sinnlos, plump sind all diese wahrhaft herrlichen Kunstwerke, so lange sich nicht die geborenen Trägerinnen für sie finden lassen, und Sie werden auch nicht recht dabei reüssieren. Wollen Sie ein Geschäft machen, so arbeiten Sie mit uns mit an der künstlerischen Bildung, arbeiten Sie auf Ihre Weise! Setzen Sie sich in Verbindung mit den Nachfolgern des Herrn Kiwi Eierweiß aus der Grenadierstraße (G. m. b. H.), lassen Sie hundert Dämmchen aus Paris und Brüssel in Berlin auftauchen, treiben Sie sie systematisch durch die belebten Straßen, die Vergnügungsstätten. Sie werden eine Erregung bei allen jungen Männern explosionsartig sich entwickeln sehen, die lebhafter ablaufen wird als bei einer politischen Katastrophe, Sie werden die eifersüchtigen Blicke der betroffenen Damen wie in einem Brennspiegel konzentriert auf Ihre Importware gerichtet sehen; man wird auf ihr Lächeln, ihre Bewegungen und ihre Worte lauschen. Man wird nach knapp einer Woche auch jene Kostüme massenhaft und en gros kaufen, die Sie, meine blinden, nunmehr erleuchteten Herren Konfektionäre, mit jenen Kulturträgerinnen zusammen in weiser Vorsorge, in billigen Baumwollstoffen, aus Paris bezogen haben.

Aber ich sehe, Sie lachen, Sie sind entrüstet. Sie haben auch Recht: Berlin ist nicht zu helfen. Machen Sie bitte die Bude zu!

Über Kultur

Von Kurt Hiller

II

„Bildung“, wie wir das Wort gemeinhin heute verstehen, ist freilich etwas höchst Oedes und Unhumanistisches; es ist ein Unterbegriff von Vielwisserei; so wie Gelehrsamkeit ein Unterbegriff von Vielwisserei ist. Gelehrsamkeit und Bildung — zwei Tugenden, die nicht dem intellektuellen und nicht dem ästhetischen Vermögen, sondern dem Gedächtnis, dem Fleiß und der Ausdauer, zumal der Sitzausdauer, der Gesäßigkeit, zuzuschreiben sind; Gelehrsamkeit mehr auf das geordnete Spezialwissen, das Kennerische, die esoterische Mikrologie gehend — Bildung mehr auf die Gesamtheit der Erfahrbarkeiten, das allgemein Menschliche und die ungeordneten Gegenstände mittelguter Konversation.

Was man heute unter einem „gebildeten Menschen“ versteht, das ist ein Wesen, das sich eine erkleckliche Fülle von Kenntnissen, namentlich histo-

rischen, neuerdings auch naturwissenschaftlich-technischen, einverlebt hat (Kenntnissen, die nicht etwa sein Beruf erfordert); ein Wesen, das ganze Säcke von Daten und Anekdoten und Tatsachen und Geschehnissen und Interessantheiten, ganze Wagenladungen von Quisquilen verschluckt hat und nun von Positivitäten förmlich berstet. „Der moderne Mensch“, sagt Friedrich Nietzsche in seiner zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung, „schleppt zuletzt eine ungeheure Menge von unverdaulichen Wissenschaften mit sich herum, die dann bei Gelegenheit auch ordentlich im Leibe rumpeln, wie es im Märchen heißt. Durch dieses Rumpeln verrät sich die eigenste Eigenschaft dieses modernen Menschen: der merkwürdige Gegensatz eines Inneren, dem kein Äußerer, eines Äußerer, dem kein Inneres entspricht, ein Gegensatz, den die alten Völker nicht kennen. Das Wissen, das im Uebermaße ohne Hunger, ja wider das Bedürfnis aufgenommen wird, wirkt jetzt nicht mehr als umgestaltendes, nach außen treibendes Motiv und bleibt in einer gewissen chaotischen Innenwelt verborgen, die jener moderne Mensch mit seltsamem Stolze als die ihm eigentümliche „Innerlichkeit“ bezeichnet. Man sagt dann wohl, daß man den Inhalt habe und daß es nur an der Form fehle; aber bei allem Lebendigen ist dies ein ganz ungehöriger Gegensatz. Unsere moderne Bildung ist eben deshalb nichts Lebendiges, weil sie ohne jenen Gegensatz sich gar nicht begreifen läßt, das heißt: sie ist gar keine wirkliche Bildung, sondern nur eine Art Wissen um die Bildung, es bleibt in ihr bei dem Bildungsgedanken, bei dem Bildungs-Gefühl, es wird kein Bildungs-Entschluß daraus. Das dagegen, was wirklich Motiv ist und was als Tat sichtbar nach außen tritt, bedeutet dann oft nicht viel mehr als eine gleichgültige Konvention, eine klägliche Nachahmung oder selbst eine rohe Fratze. Im Inneren ruht dann wohl die Empfindung, jener Schlange gleich, die ganze Kaninchen verschluckt hat und sich dann still gefaßt in die Sonne legt und alle Bewegungen, außer den notwendigsten, vermeidet. Der innere Prozeß, das ist jetzt die Sache selbst, das ist die eigentliche „Bildung“. Jeder, der vorübergeht, hat nur den einen Wunsch, daß eine solche Bildung nicht an Unverdaulichkeit zu Grunde gehe. Denke man sich zum Beispiel einen Griechen an einer solchen Bildung vorübergehend, er würde wahrnehmen, daß für die neueren Menschen „gebildet“ und „historisch gebildet“ so zusammengehören scheinen, als ob sie Eins und nur durch die Zahl der Worte verschieden wären. Spräche er nun seinen Satz aus: es kann einer sehr gebildet und doch historisch gar nicht gebildet sein, so würde man glauben, gar nicht recht gehört zu haben, und den Kopf schütteln. Jenes bekannte Völkchen einer nicht zu fernen Vergangenheit, ich meine eben die Griechen, hatte sich in der Periode seiner größten Kraft einen unhistorischen Sinn zäh bewahrt; müßte ein zeitgemäßer Mensch in jene Welt durch Verzauberung zurückkehren, er würde vermutlich die Griechen „sehr ungebildet“ befinden, womit dann freilich das so peinlich verhüllte Geheimnis der modernen Bildung zu öffentlichem Gelächter aufgedeckt wäre: denn aus uns haben wir Modernen gar nichts; nur dadurch, daß wir uns mit fremden Zeiten, Sitten, Künsten, Philosophieen, Religionen und Erkenntnissen anfüllen und überfüllen, werden wir zu etwas Beachtungswertem, nämlich zu wandelnden Encyklopädiens, als welche uns vielleicht ein in unsere Zeit verschlagener Alt-Hellene ansprechen würde. Bei Encyklopädiens findet man aber allen Wert nur in dem, was darin steht, im Inhalte, nicht in dem, was darauf steht oder was Einband und Schale ist; und so ist die ganze moderne Bildung wesentlich innerlich: auswendig hat der Buchbinder so etwas darauf gedruckt wie „Handbuch innerlicher Bildung für äußerliche Barbaren“...“

„Bildung“, nach heutigem Wortgebrauch, ist nichts anderes als totes, unorganisch zusammengehäuftes Wissen. Das läugnerische Sprichwort sagt, daß Wissen Macht sei. Niemand hat so einleuchtend wie der erhabene Nietzsche — im weiteren Verlaufe der zweiten Unzeitgemäßen — dargetan, inwiefern Wissen zur Ohnmacht wird; wie ein Geist, der nur immer dahin tendiert, Tatsächlichkeiten in sich zu saugen, in seiner Selbstherrlichkeit erschlaffen und der schöpferischen Potenz verlustig gehen muß. Wodurch beispielweise erklärt sich die unglaubliche philosophische Sterilität unserer Tage? **Wahrhaftig nur aus dem Positivismus**

unserer Tage. Wer sich damit abmüht, die Historie des menschlichen Philosophie-Nachdenkens zu erforschen und zu jedwedem Krimskram der überlieferten Systeme kritisch Stellung zu nehmen, ja sogar an kein lebendiges Problem der Gegenwart überhaupt heranzutreten wagt, ehe er nicht die Genealogie dieses Problems akribisch erkundet — : der kann schwerlich selber je zum philosophischen Nachdenken gelangen.

Ich kenne unter den Götzen, vor denen man heutzutage auf den Knieen liegt, keinen, der mit einer häßlicheren und blöderen Physiognomie gesegnet wäre, als der Götze der Tatsache. Und kein Dünkel unter den vielen Dünkeln erscheint mir so widerwärtig wie der Dünkel des Wissens. Freilich ist er die einzige Zuflucht für die, welche nichts könnten. Aber aller Status ist tot, und alle Dynamis lebt; Inhalte haben hier keinen Belang, Form nur gibt Werte. Darum hat jene Erlebnisform, die wir „Kultur“ heißen, mit der Vielheit von Gedächtnisinhalten, die wir unter „Bildung“ verstehen, nichts zu schaffen. Ein Lyceumsbackfisch zum Exempel mag über die Renaissance geschichtlich viel besser Bescheid wissen als irgend ein Zigeuner aus dem Quartier latin — und trotzdem (oder vielleicht gerade darum) nicht annähernd so viel Auge und Nerv haben wie jener für eine süße Herbheit Botticelis, tizianeske Farbensymphonien oder die rembrandtische Lösung eines Lichtproblems. Das Lyceumsgirl kennt Namen und Daten und Zusammenhänge (hat aber die Sehart des Kalbes und die Empfindsamkeit des Pachyderms); der Zigeuner weiß von den Daten und Dingen nichts, feiert jedoch optische Orgien. Das Girl ist gebildet, der Zigeuner ist kultiviert...

Nach dieser Klarlegung des Subjektiven und des Qualitativen in unserem Begriff von Kultur wird es geboten sein, noch einmal bei dem zu verharren, was wir anfangs mit einer gewissen Selbstverständlichkeit als ein Merkmal seiner vorausgesetzt hatten: bei der Universalität. Da Kultur, ihrer Idee nach, die Tendenz aufweist, das Individuum in seiner Totalität zu durchdringen, so erhält alles Spezialistentum, weniger das des Berufs als das der Seele, das Stigma der Kulturfeindlichkeit. Hier gilt es nein zu sagen zu der hochmütigen Beschränktheit, mit der ästhetisch gerichtete Temperamente auf intellektuelle Problematik herabblicken, und Begriffsklöppler auf das Artistische und die Frissons der Gefühle. Es ist freilich verkehrt, Geschmackssachen auf die Folterbank wissenschaftlicher Syllogistik zu schnallen, und freilich lächerlich, unter dem Gesichtspunkt „schön-häßlich“ lösen zu wollen, was unter dem Gesichtspunkt „wahr-falsch“ gelöst zu werden heischt — : aber für uns zusammen gesetztere Gemüter sind nun einmal die Erscheinungen des Daseins nie damit erschöpft, daß sie uns beeindruckten, — nie damit erledigt, daß wir sie kritisch-analytisch bezwangen. Auch Angelegenheiten des ästhetischen Bezirks werden uns zum Substrat der Geistigkeit, und Angelegenheiten des intellektuellen zum Gegenstand tiefster Freude und bohrenden Schmerzes. Kunst und Erkenntnis, Erlebnis und Problem, Gefühl und Gedanke umfassen, durchsetzen und zerschmelzen einander mit einer so ruhelosen Intensität, mit solchem Chemismus, daß die sogenannte „klassizistische“ Forderung, wie sie besonders deutlich Herr Leonard Nelson (im zweiten Bande der Fries'schen Schule) erhoben hat, nämlich beide Funktionen streng getrennt auszubilden, in friedlicher Nebenordnung, ohne „Uebergriffe“ der einen in das Gebiet der anderen, als ein Zwang erscheint, der für die Pädagogik vielleicht des guten Grundes nicht ganz entbehrt, der für das Schrifttum aber sicherlich ohne Legitimation und sehr verderblich ist; ein Zwang von stark reaktionärer Tönung, insofern er ein Stadium psychisch-anthropologischer Entwicklung zurück schrauben, einen Zustand der Kompliziertheit und Verfeinerung in einen Zustand der Einfachheit und Robustität verwandeln, Armut für Reichtum einzusetzen will.

Für den nur-wissenschaftlichen und für den nichts-als-impressionistischen Menschen ist diese Sonderung zwar nötig: wer lediglich die Wahrheit sucht, hat das Gefühl auszuschalten, und wen es um des Himmels willen nach nichts anderem als nach Hauchen der Stimmung gelüstet, der hat den Verstand zu verbannen; allein der Mensch dieser neuen, fabelhaften Tage ist ein Mischling, ein Gebilde aus Allerlei, ein Typus „zwischen den Rassen“. Auf

gewachsen unter den (jeweils imponabilen, aber insgesamt enormen) Einwirkungen des in sich unendlich zergliederten, ohne Konzinnität flimmernden objektivierten Geistes von Vorzeit und Gegenwart, ist seine Seele in keinem Augenblick nur nach einem Pole gerichtet; die Gesichtspunkte vermengen sich in ihm: seine Problematik wird ihm gefühlsbetont, und sein Gefühlsmäßiges intellektuell zerstört.

Schluss folgt

Meine Mutter

War sie der große Engel,
Der neben mir ging?

Oder liegt meine Mutter begraben
Unter dem Himmel von Rauch —
Nie blüht es blau über ihrem Tode.

Wenn meine Augen doch hell schienen
Und ihr Licht brächten.

Wäre mein Lächeln nicht versunken im Antlitz,
Ich würde es über ihr Grab hängen.

Aber ich weiß einen Stern,
Auf dem immer Tag ist;
Den will ich über ihre Erde tragen.

Ich werde jetzt immer ganz allein sein
Wie der große Engel,
Der neben mir ging.

Else Lasker-Schüler

Der blaue Himmel

Eine Garten-Novelle

Von Paul Scheerbart

Frau Albertine von der Marwitz war sechs und neunzig Jahre alt und sehr reich.

Und sie saß in ihrem alten Park auf einer alten Gartenbank, und neben der alten Dame saß Dr. Groddeck, der erst dreißig Jahre alt und sehr arm war.

Der Himmel war so blau wie ein dunkler Saphir, und in dem Ententeich vor der alten Gartenbank schwammen sehr viele kleine Enten herum. Es war sehr warm, obgleich es noch sehr früh war.

Frau Albertine lächelte immerzu, und Dr. Groddeck sprach mit einem so wilden Eifer, daß er ganz rot im Gesicht wurde:

„Sie können mir glauben, gnädige Frau, Sternwarten kosten sehr viel Geld. Das kann nicht von einzelnen aufgetrieben werden. Das ganze Volk, — das ganze große Publikum müßte für die Sache interessiert werden. Und das kann nur durch Bücher, Zeitungen, Broschüren und Ausstellungen geschehen. Denken Sie nur, gnädige Frau, wie viele Millionen für den Grafen Zeppelin aufgebracht wurden. Was für den Grafen Zeppelin getan wurde, das kann auch für die Sternwarte getan werden. Der „praktische“ Wert der Luftschiffe ist doch auch nur ein minimaler. Darüber muß man sich doch klar sein. Daß die Sternwarten absolut keinen praktischen Wert haben, kann man noch nicht einmal zugeben. Die Durchforschung unsrer Erdatmosphäre — unsres großen blauen Himmels, ist doch auch von einer gewissen Bedeutung. Wenn auch die Sternwarten etwas mehr kosten als die Luftschiffe — das schadet doch nichts. Dafür hält auch eine Sternwarte länger vor als ein Luftschiff. Das müssen Sie doch zugeben, nicht wahr, gnädige Frau?“

Dr. Groddeck hielt erschöpft inne.

Und Frau Albertine lächelte immer noch und sagte dann leise:

„Und Sie, Herr Doktor, wollen Direktor in einer dieser Sternwarten werden?“

„Freilich,“ erwiderte dieser, „wozu hätte ich sonst Astronomie studiert? Es ist durchaus notwendig, daß ich eine Stellung mit größerem Gehalt bekomme. Das Assistentendasein ist zwar sehr ehrenvoll, aber doch nicht sehr einträglich.“

„Ja,“ fragte nun Frau Albertine, „wie denken Sie sich nun die sogenannte Propaganda im großen

Publikum? Bleiben Sie nicht bei Andeutungen stehen; werden Sie so ausführlich wie möglich!“

Frau Albertine lächelte nicht mehr, sie erblaßte ein wenig und stützte sich vorsichtig auf die Seitenlehne der Gartenbank. Ein paar ganz kleine junge Enten schwammen ans Ufer.

Der Herr Doktor wußte sehr wohl, worauf er hinaus wollte, und er war daher sehr gerne bereit, gleich sein ganzes Herz auszuschütten.

„Mit der etwas langweiligen, astronomischen Rechnerei,“ sagte er hastig, „werden wir natürlich nicht das Publikum ködern. Hier müssen ganz andere Seiten aufgespannt werden. Man muß dem Publikum den blauen Himmel mit blauen Wundern anfüllen, daß es neugierig, sehnsuchtvoll und wohlwollend gestimmt wird.“

Frau Albertine lächelte wieder und sagte:

„Die trocknen Wissenschaftler verstehen das aber doch nicht so recht. Ihr Ton ist so selten hinreichend. Die Geschichten vom Mars sind schon ein wenig veraltet. Der blaue Himmel ist zwar sehr groß und leuchtend. Aber ich fürchte doch, daß er allen Menschen zu fern erscheinen wird — zu weit abgelegen. Auch ist er nicht sehr beweglich. Die Luftschiffahrt durfte gleichzeitig auf ein sportliches Interesse rechnen, und das — fehlt den Astronomen. Ich fürchte, die werden nicht die genügende Intensität besitzen, um ein größeres Publikum mitzureißen.“

„Ganz recht, gnädige Frau!“ sagte Dr. Groddeck schmunzelnd, „ganz so dachte ich auch. Und deswegen müssen wir uns nach einer Unterstützung umsehen — die müssen wir finden — und wir werden sie finden.“

„Wo denn?“ fragte Frau Albertine etwas müde.

„In der Literatur und Kunst!“ versetzte trocken Herr Dr. Groddeck.

Frau Albertine von der Marwitz sah ihn verständnislos an, und er fuhr fort — wieder sehr hastig:

„Gnädige Frau, ich verstehe Ihr Staunen. So ohne weiteres geht das natürlich nicht. Literatur und Kunst müssen natürlich in ganz besonderer Weise zunächst angeregt werden. Aber Sie werden doch zugeben, gnädige Frau, daß der Mars sehr viele — sogenannte Romane — hervorgebracht hat. Nicht nur Flammarion, Wells und Laßwitz haben über den Mars geschrieben — auch hundert andere. Da kann man doch noch auf mehr hoffen. Ich bin der festen Ueberzeugung, wenn man nach anderen Richtungen hin Anregungen gäbe, könnten wir sehr bald eine umfangreiche Literatur haben, die eigentlich nur den Astronomen nützen würde.“

Frau Albertine schloß die Augen und fragte tonlos:

„Wie denken Sie sich diese Anregungen nach anderen Richtungen hin?“

Da verließen vier kleine Enten das Wasser und näherten sich der alten Gartenbank. Dr. Groddeck warf ihnen ein paar Semmelkrumen zu und fuhr dann fort:

„Außer dem Mars gibt es doch noch recht viele andere Wunder im blauen Himmel. Ich will gar nicht vom Orionnebel und vom Andromedanebel reden. Wir können ruhig in unserem Sonnensystem bleiben. Die Atmosphäre über der Erdoberfläche ist mindestens hundert deutsche Meilen hoch. Man hat in einer Höhe von hundert Meilen elektrisch leuchtende Wolken entdeckt — und in derselben Höhe leuchteten Sternschnuppen auf und verschwanden wieder da oben. Hundert Meilen über der Oberfläche unseres Sternes! Welch ein Riesenraum dieser Oberfläche gegenüber! Das muß den Romanschriftstellern klar gemacht werden, damit sie in diesem Riesenraume fürderhin ihre Geschichten sich entwickeln lassen. Dieser Luftraum ist wahrscheinlich nicht so still wie ein Friedhof. Der blaue Himmel wird täglich von zehn Millionen Meteoren durchsaust. Es können auch viel mehr sein. Und wir dürfen uns diese Meteore nicht als simple Stoffklumpen denken. Was von ihnen zu uns herunterfällt, ist so minimal, daß man daraus keinen Schluß auf das Ganze der Meteorkörper ziehen darf. Hierüber muß geschrieben werden — auch von den Zeitungen — immerzu.“

„Was denn?“ fragte Frau Albertine, indem sie die Augen aufschlug und die vier kleinen Enten wieder in den Teich hineintappen sah.

Jetzt lächelte Dr. Groddeck, und er sprach feierlich:

„Meteorgeistersgeschichten! Ich glaube nämlich, daß diese Sternschnuppen, die wir da oben im blauen Himmel sehen, veritable Lebewesen sind, die unter Umständen noch viel klüger und besser organisiert sein könnten als die Menschen. Mit der Phantasie kann man ja diese Meteorgeister so köstlich ausgestalten — die Maler können sie malen — mit langen, elektrisch leuchtenden Gliedmassen. Und man kann von diesen Meteorgeistern Geschichten erzählen, die viel interessanter sein könnten, als die Geschichten von den Menschen auf der Erdoberfläche. Es muß doch ein viel freieres Leben sein, so ganz frei im Weltenraume herumsausen zu können, ohne an einen Riesenstern angebunden zu sein wie unsereins!“

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte Frau Albertine lebhaft.

„Aber freilich!“ versetzte Dr. Groddeck, „wenn ich nur wüßte, wie ich die Künstler und Dichter in dieses neue Stoffgebiet hineinlocken könnte. Dann hätten wir gewonnenes Spiel.. Da würden bald alle Menschen für die neuen Sternwarten begeistert werden. Bedenken Sie nur: es ist ja gar nicht so phantastisch, wenn ich behaupte, daß die Meteore ganz vernünftige Ungeheuer sind — Riesen-schlangen — mit eisernen Panzern. Vielleicht sind diese Ungeheuer auch bewohnt von kleineren Lebewesen wie die Erde. Ob das nun wirklich so ist, wie ich glauben möchte, kann ja der Astronom auf den neuen Sternwarten mit den besseren Teleskopen sehr leicht untersuchen. Das würde ja grade den Bau der neuen Sternwarten sehr wünschenswert erscheinen lassen. O, gnädige Frau, wenn Sie wüßten, wie notwendig der Bau von Sternwarten ist...“

Frau Albertine sagte rasch:

„Hm! dann muß man eben ein Preis-ausschreiben arrangieren — und dadurch die Künstler und Dichter in entsprechender Weise anregen. Machen Sie den Entwurf für das Preis-ausschreiben, — ich werde das Geld stiften, und es soll nicht wenig sein.“

Sie erhob sich, und Dr. Groddeck sank auf ein Knie und küßte den Saum ihres Kleides.

Frau Albertine lächelte wieder.

Aber Dr. Groddeck lächelte nicht, er hatte Tränen in den Augen und dankte Frau Albertine in so begeisterten Worten, daß die alte Dame ganz verlegen wurde.

Die beiden frühstückten darauf zusammen im großen Speisesaal des Schlosses, und dabei entwarf Dr. Groddeck gleich den Wortlaut für das Preis-ausschreiben. Er ging nach dem Frühstück auf sein Zimmer, um alles genau zu stilisieren.

Als er zum Diner wieder in den Speisesaal trat, wurde ihm erzählt, daß Frau Albertine sich zu Bett gelegt habe.

Und zwei Minuten später war sie eine Leiche.

Dr. Groddeck blickte starr in den blauen Himmel, und die Hand des Astronomen ballte sich zur Faust zusammen.

Im Testament der alten Dame stand vom Preis-ausschreiben keine Silbe.

**Frank Wedekind als Ästhetiker
Kritik seines Glossariums
,Schauspielkunst'
Von Rudolf Blümner**

Nur das große Ansehen, das Wedekind bei den Erkenntnisfähigen als Dichter genießt, rechtfertigt die detaillierte Ablehnung seiner Broschüre, die, von wenigen witzigen Ideen abgesehen, stilistisch und kritisch-ästhetisch wertlos ist.

Soweit sie nicht gänzlich zu ignorieren sind, folge ich seinen Kapiteln.

Maximilian Harden

Wedekind apostrophiert ihn: „Ihrer regsten Anteilnahme waren alle, die seit zehn Jahren in Deutschland auf eigenen Wegen gingen, sicher.“

Ich stelle fest, daß sich durch Abdruck ihrer Gedichte die folgenden „Lyriker“ Hardens' register Anteilnahme erfreuten:

Herr Salus, ein Prager Arzt, dem jenes schöne Gedicht mit dem jüdischen Refrain „jeden Früh“ gelungen ist.

Hier ist ein Gipfel / Dichtung von Alfred Mombert

Musik von Herwarth Walden

Hier ist ein Gipfel.

Hier wurzelt neben Dir eine so fremde Blume,
plötzlich, und so fremd und anders,
dass Du blass erschrocken lächelst.

Suche nicht länger!

Jeder Gedanke, den Du jetzt noch schaust,
ist ein Irrgeist.

Hier ist der Gipfel, suche keinen andern.

Aus dem Zyklus: Der Denker

Stolz und gross

Hier ist ein Gi - pfel. Hier wur - zelt ne - ben Dir ei - ne so
frem de Blu me plötz - lich und so fremd und an - ders, dass Du
blass er - schro -cken lä - chelst Su - che nicht
län - ger. Je - der Ge - dan - ke den Du jetzt noch schaust, ist ein Irr - geist.

dunkel

Hier ist der Gi - pfel. Su che kei - nen an - dern!

Herr Suse und Herr Sello, zwei Verteidiger in Strafsachen des Herrn Harden.

Solche Irrtümer sind die Folgen oberflächlicher Lektüre. Noch vor wenigen Jahren hatte Wedekind laut eigenem Geständnis niemals eine Zeile von Harden gelesen. Offenbar hat er inzwischen das Versäumte nachgeholt, begreiflicher Weise aber für das Studium von zehn Jahrgängen „Zukunft“ nicht die genügende Muße gefunden.

Uebergang

Zum ersten Male erklingt das große Leitmotiv der Broschüre: die selige Naturalismus-Schimpfweise. Aber das Thema ist wenig originell. Interessant wäre nur zu wissen, welche Dramatiker und Schauspieler Wedekind mit dem Schimpfwort Naturalismus abtun will. Hier und da wird auf Ibsen gestichelt, später wird er wieder zu den ganz Großen addiert. Auf Hauptmann zu tippen, getraut man sich nicht. Eher auf Hartleben oder Sudermann. Vielleicht aber ist das Glossarium „Schauspielkunst“ eine Schlüsselschrift mit dem apokryphen Untertitel: „Los von Max Dreyer!“

Leichter ists, hinter die naturalistischen Schauspieler zu kommen. Die paar, die es gegeben hat, sind schnell genannt: Rittner, Sauer, Reicher, Bassermann, Reinhardt, Lehmann, Eysoldt. Die Eysoldt erklärt Wedekind zwar später für ein Genie, zunächst aber schreibt er: „Diese Schauspieler sind für uns nicht mehr zu gebrauchen, die heutige Dramatik behandelt ernstere Probleme.“ Was denn? Wie denn? Ernstere? Ernstere als wer? Ich hoffe, ernstere als Hauptmann oder Ibsen. Denn ich habe nie gehört, daß Sauer der größte Dreyer-Spieler sei. Und wer sind nach Wedekind die modernen Problem-Dramatiker? Wilhelm von Scholz und Herbert Eulenberg, die Langeweile und Trockenbrödelei in fünffüßige Jamben und altertümelnde Redensarten bringen.

Ibsen

Von dem einzigen Dramatiker der Weltliteratur sagt Wedekind, er habe keine neue Dramatik geschaffen. Gegen Ejlert Lövborg und Ulrik Brendel werden die Schillerschen und Eulenbergschen Schwadroneure ausgespielt, gegen Hedda Gabler und Rebekka West die Amalien, Louisen und Theklas. Wenn Sentimentalitäten und rhetorisches Geschwätz hinreichen, um dramatisches Interesse zu erwecken, dann hat Wedekind Recht. In der zerebralen Entwicklung aber sind die nordischen Frauen den deutschen überlegen und die Erotik sitzt im Hirn, nicht in den Genitalien. In einer Hedda oder Rebekka steckt mehr

Leidenschaft und Tatkraft, als in sämtlichen Gänsen und Puten von Schillers Gnaden. Um von Eulenberg zu schweigen.

Im Kampf

Erneutes Schimpfen auf den erledigten Naturalismus. Wenn man nur sicher wüßte, wer gemeint ist. Wirklich Dreyer? Auch Sudermann käme in Frage, oder Fulda. Aber schließlich dichten die alle noch wacker drauf los, und zwar genau so schlecht, wie damals, als der Naturalismus noch nicht abgesagt war. Auch ist es nicht ganz logisch, jeden Dramatiker der Unnatur einen Naturalisten zu nennen, bloß um auf den Naturalismus schimpfen zu können.

Berlin

Wedekind schreibt: „Nachdem nun diese beiden künstlerischen Erlebnisse Berliner Kinder waren und nur durch verständlich sind“

Verrdammt, verrdammt!

Vom Elend und Sterben der deutschen Schauspielkunst

Nochmals wird für Schiller, insbesondere für die Braut von Messina eine Lanze gebrochen. Total zerbrochen, eine aus morschem Holz. Seit den Schillerjubelfeieren haben Aesthetiker und Dramatiker sich daran gewöhnt, dreimal täglich den Dichter des Wahren, Guten und Schönen hochleben zu lassen. Das reinigt in den Augen der Feuilleton-Reaktionäre von dem Verdacht der Neuerungssucht und des Naturalismus und erweckt Sympathie beim Pöbel, der sich seinen Thekla-Konstrukteur nicht rauben läßt. Aber wenn man beim Pöbel von jener als „Naturalist“ gegolten hat, dann hilft dagegen keine Schillerbegeisterung. Und wenn Wedekind glaubt, die Unfähigkeit der Schauspieler, Wedekind zu spielen, hänge mit ihrer Verachtung Schillers zusammen, so ist er erbärmlich orientiert. Sie stehen wie ein Schiller auf seiner Seite und können sich kaum fassen vor Begeisterung für den Mann, dessen „Schwung“ und Unmenschlichkeit ihrem „Temperament“ so sehr zusagt. Denn an dem „Temperament“, dessen überraschend neue Forderung Wedekind an den Künstler stellt, fehlt es ihnen nicht. Nur verwechseln sie genau wie Wedekind Temperament und Talent. Auf das bloße talentlose Temperament fallen Direktoren und Kritiker immer herein. Das sind die bekannten jungen Talente, die sich gar schrecklich aufregen, schreien, keuchen und ganz entsetzlich schwitzen. Nach fünf Jahren allgemeines Erstaunen, daß aus dem „großen

Talent“ nichts geworden ist. Inzwischen hat man ein Dutzend Künstler zu Grunde gehen lassen, weil man ihr „Temperament“ nicht keuchen hörte.

Schluss folgt

Gedichte

Von Albert Dreyfus

Mainacht

Du Stolze,
Du Wehrende, Weichende,
in dieser Mainacht
müßtest du meine Lippen suchen.

Die brennenden Rufe
von atemlosen Wassern her,
die Düfte der mondtollen Wiesen
sind wie Herolde der Minne.

Du müßtest gehorchen, dich auftun,
wie der Wald, wie die Nacht.

Du liebst meinen Händen dein Gewand
in dieser Mainacht,
wie die Blumen dem Wind
ihre Knospenhüllen.

Du liebst dich schälen aus Dunkelheiten,
daß sie entlang dir glitten,
zu deinen Füßen sich kauerten,
unterwürfig wie Hunde.

Im Geäste der Nacht
säh' ich dich schimmern
wie eine weiße weiße Blüte.

Deine Arme wären entbreitet
wie Blütenblätter,
und du würdest verwelken vor Schwermut
in dieser Mainacht,
wenn ich nicht deine Brüste berührte,
dich küßte auf deines Leibes
zitternde Narbe.

Du Stolze,
du Wehrende, Weichende,
in dieser Mainacht
müßtest du meine Lippen suchen.

Atelier

Der Wind wirft Regen an die großen Scheiben
wie Pfeile bald und bald wie Klägelaute;
vom Ofen rot schwingt Wärme, und die Lampe
streut goldne Strahlen aus der seidnen Hülle.
Vom Licht umspunnen sitzest du und schaust
und rührst mit keinem Ton und keinem Wunsch an
die Stille dieses Raumes und schenkst dich ganz
doch mir und schenkst dich so, als hätte sich
von draußen in der Welt die Schönheit aus
dem Lärm des Leides, dem die Scheiben wehren,
zu dir geflüchtet.

Wallfahrten / ein Gedichtband von Albert Dreyfus erscheint im Herbst dieses Jahres bei Oesterheld & Co.

Das Ende

Nach dem Deutsch-Amerikaner und der Provinzialin ergreift der „Fachmann“ im „Berliner Lokalanzeiger“ das Wort. Schlichte Erinnerungen an Lenbach. Herr Professor Paul Meyerheim feiert ihn und sich und gibt es der verfluchten Moderne tüchtig. Am erfreulichsten jedoch bleibt, daß man endlich einmal erfährt, was diese drei Herrschaften von der Malerei fordern und erwarten. Meyerheim, dieser verdünnte Oberländer, rühmt das Photographisch-Naturwahre einer Böcklinschen Landschaft. Also auf eine Linsenwahrheit kommt es hinaus. Und so erklären sich höchst einfach die retouchierten Gesichter und Landschaften der vielen biederer Künstler. Ich atme auf. Endlich ein Anhaltspunkt für die Kritik. Das vollendete Automobil überfährt das letzte Pferd und das schwarze Tuch des perfekten Apparates für farbige Photographie dient dem letzten Maler als Grabeshülle.

Und der „Lokalanzeiger“ findet seine Ruhe wieder. Die Natur läßt sich eben nicht mit Oelfarbe behandeln. Schade um die Leinwand, die züchtige Hausfrau kann sie besser verwerten. Wie werden spätere, glücklichere Jahrhunderte über die komischen Versuche der Phantasten lächeln, die da glaubten, zum Beispiel die Sonne mit chemischen Mitteln wiedergeben zu können! Daß so etwas versucht wurde, wird Paul Meyerheim kommenden Kunsthistorikern klassisch bezeugen (a. a. O. 7. Aug. 1910):

Den alten Meistern hatte Lenbach bald abgelernt, daß die Wiedergabe des Sonnenlichts auf dem Bilde eigentlich ein vergebliches Bemühen sei, da sich auf der Palette doch nur weisse Oelfarbe und kein wirkliches Licht befindet.

Uebrigens gab es 1910 schon elektrisches Licht. Und wie wenig Verstand gehörte schließlich dazu, statt der Oelfarbe sich wenigstens eines Oellämpchens zu bedienen! Wo Meyerheim das seine schon so schön leuchten ließ! Aber die sogenannten Maler sind mit Blindheit geschlagen.

Trust

Literarische Ausländer?

Dem Deutschen haftet der Ruf der „Ausländer“ an, und es darf wohl mit Recht töricht geheißen werden, wenn er „französischen“ Sekt und „englischen“ Krawatten gegenüber einheimischen Erzeugnissen dieser Art den Vorzug gibt, da Deutschlands eigene Industrie der ausländischen mindestens ebenbürtig ist. Man soll jedoch diese Verhältnisse nicht auf das rein geistige Gebiet übertragen. Beim künstlerischen Schaffen steht der wirtschaftliche Faktor in zweiter Reihe, so aufrichtig man auch der Arbeit praktischen Nutzen wünschen mag. Künstlerisches Wirken ist selbstlos, und einer Kunst, die bewußt nach Brot geht, fehlt gewöhnlich die Größe jener Schöpfungen, die innerer Notwendigkeit ihre Entstehung verdanken. Beethoven litt zum Beispiel schwer darunter, daß ihn die Not zwang, neben seiner Tätigkeit als Künstler „noch ein halber Handelsmann sein zu müssen.“ „Es sollte ein Tempel errichtet werden,“ sagt er einmal, „in dem der Künstler seine Werke niederlegen und sich dafür aus einem offenen Geldschatz das Notwendige zum Lebensunterhalt nehmen könnte.“ Das war schon damals eine Utopie, und ihre Zitierung wirkt unter den heutigen Wirtschaftsverhältnissen grotesk, aber sie zeigt in knapper Deutlichkeit die ehrliche Ueberzeugung eines unserer Größten, daß der Künstler sich mit seiner Kunst nur um ihrer selbst willen beschäftigen soll. Und dieser Selbstzweck macht die Kunst universal. An sich ist sie eine freie, über alle nationale Verschiedenheiten thronende Erscheinung, und man kann daher von einer „französischen“ oder „deutschen“ Kunst nur insofern sprechen, als man damit den völkischen Boden, sowie die spezifisch nationalen Eigentümlichkeiten und Formen bezeichnen will, die das Kunstwerk auf diesem Boden annehmen mußte. Das Kunstprodukt

selbst jedoch ist trotz des nationalen Charakters Eigentum der gesamten Menschheit, und es kommt eben nur darauf an, wie weit die Befähigung der verschiedenen Völker reicht, das Wesen eines nicht nationalen Kunstwerkes in ganzer Tiefe zu erfassen.

Es ist nicht zu leugnen, daß im verflossenen Jahrzehnt die Auslandsliteratur in Deutschland eine liebevolle Pflege gefunden hat. Der Grund ist aber nicht in einer literarischen „Unsitte“ zu suchen, sondern darin, daß wir die fremde Literatur als wirkliche Kunst empfanden. Vielleicht hat der Mangel an weltumspannenden Geistern im eigenen Lande mitgewirkt und es wäre doppelt beschämend, wollten wir nationale Kleinigkeitskrämerei treiben und den bedeutenden literarischen Werten, die zum Beispiel aus dem Norden den Weg zu uns finden, den Einlaß verwehren. Wer zweifelt heute in Deutschland noch an der Bedeutung einer Lagerlöf, eines Bang, eines Hamsun, von den ganz Großen des Nordens gar nicht zu reden?

Es ist nicht wahr, daß deutsche Schaffende durch die Pflege der Auslandsliteratur zurückstehen. Wenn heute ein wirklicher Dichter aufsteht, wird es ihm — falls er nicht gerade Lyriker ist — trotz des „Auslandsrummels“ an Anerkennung nicht fehlen, und die Möglichkeit, echter Kunst einen Weg zu bahnen, ist heute größer denn je. Das „Verkanntwerden“ und „Nichtverständensein“ passiert nur den Durchschnittsliteraten oder ganz großen, ihrer Zeit vorausseilenden Genies. Diese tragen ihren Schmerz gewöhnlich still erhaben, jene aber ziehen in den Kampf gegen die Kritik, seufzen über das Fehlen von „Protektion“ und „Presseverbindungen“ oder machen vielleicht auch „literarische Unsitten“ für ihren Nickerfolg verantwortlich, während sie den nächstliegenden Grund, ihren Mangel an Selbsterkenntnis, außer acht lassen.

Carl Onno-Eisenbart.

Das Fremdenbuch auf dem Anninger

Ein eifriger Fremdenbuchleser hat den Anninger bestiegen, und er berichtet darüber in der Neuen Freien Presse: „Wer den freundlichen Berg vor den Toren Wiens besteigt, an der stark gepölzten „breiten Föhre“ und an der „krausten Linde“ vorbei, das Schutzhause der Naturfreunde in Mödling besucht, findet beim Durchblättern des Fremdenbuches, das im Schutzhause aufliegt, poetische, fröhliche und auch politische Reminiszenzen, gleichsam den Nachhall aus den Stürmen und Schmerzen der Residenz. Neben bekannten Namen der Kunst und Wissenschaft haben anonyme Poeten manches auf dem Anninger niedergeschrieben, das aus der gewöhnlichen Fremdenbuchliteratur herausragt.“

Du bestiegst den Anninger ohne jedes Bedenken, nur um der schönen Fernsicht willen, die man von seiner Spitze genießt, und um einige Stunden über den Niederungen österreichischer Hochkultur zu wandeln. Aber sei erst oben und

suche Schutz im Haus der Mödlinger Naturfreunde. Das aufliegende Fremdenbuch, man kann sich seiner Gewalt nicht entziehn, man muß es durchblättern, wird dir schon beweisen, daß du nur dem Nachhall der Schmerzen und Stürme der Residenz nachgestiegen bist, wie man eben in Oesterreich allem, dem Dümmsten aber mit der unbewußtesten Beharrlichkeit nachsteigt. Man kann sich in Oesterreich nirgends vor Oesterreich retten, und könnte das am Anninger auch dann nicht, wenn er die Höhe des Mount Everest hätte. Es gibt kein Schutzhause, wo du vor poetischen, fröhlichen und politischen Reminiszenzen sicher bist, überall lauert lawinenartig ein ewiger Nachhall der flüchtigsten Leibschmerzen und der beständigsten Theaterstürme der Residenz auf dich. Doch unter den Kulturfremden, die in dem Buch am Anninger eine Heimat für ihre Höhengedanken fanden, sind tatsächlich mehrere bekannte Namen vertreten:

Stella Hohenfels, die Naive des Burgtheaters, verzeichnet ihren Besuch mit den schlichten Worten: „Nach zweistündiger Reise hierher gelangt.“ Für eine Matrone eine sehr respektable Leistung.

Frau Professor Bergmeister gedenkt des Billrothschen Wortes: „Einen schöneren Herbsttag sah ich nie.“

Der Fremdenbuchliteraturforscher wählt hier ein sehr naheliegendes Analogon hinauf, aber er bemerkt das nicht in der tieferen Stimmung, in die ihn ein lateinisches Sprüchlein Demuths versetzt. „Dum spiro, spero!“ (So lange ich atme, hoffe ich).

Aus der ernsten Stimmung reißt den nachdenklichen Schmock ein Vers, den Hermann und Anna Bahr in das Buch hineingedichtet haben.

„In Regen, Sturm und Donnerwetter,
Hurra! Da wird es immer netter,
Und ist des Wanderers Ziel erreicht,
Dann wird die Kehle ausgegleicht.“

Und ein anonymer Poet, der als Deutschmeister während der Annexion Bosniens bei der Wacht an der Drina eine Verletzung davongetragen hat und längere Zeit auf dem Bauch im Krankenhaus liegen mußte, dichtet gelegentlich seines ersten Ausflugs nach seiner Genesung:

„Drum sagt schon der Goethe, der alte Drahrer,
Zu an befriedeten Rodelfahrer:
Nix auf der Welt ist so schwer zu tragen,
Als allweil z'lagen auf Bauch und Magen.“

Dieser alte Drahrer — der Bahr.
Ein „touristisches Kraftsprüchlein“ schließt die flüchtige Revue ab.

„Die schönste Tour ist,
Wenn ein Tourist,
Der auf der Tour ist,
In einer Tour isst.“

Oesterreich braucht zwar keine Fremdenbuchliteratur, da es aber nun einmal eine hat, mag es froh sein, eine Presse zu besitzen, die kunstverständlich genug ist, sie richtig werten und schätzen zu können.

J. A.

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Warnung!

Hohle Zähne sind, wie die meisten aus Erfahrung wissen, eines der unangenehmsten und schmerhaftesten Uebel, unter welchen die Menschheit zu leiden hat. Man hüte sich daher dringend vor Vernachlässigung der Zahnpflege und gebrauche täglich **Kosmin Mundwasser**, welches den denkbar besten Schutz gegen das Hohlwerden der Zähne bietet, gleichzeitig das Zahnfleisch kräftigt und den gesamten Mundorganismus erfrischt. Preis pro Flasche, lange ausreichend, Mark 1.50, überall käuflich.





Magenleiden

Verdauungs- und Stuhlschmerzen, Hämorrhoiden. Ich teile jedem gerne kostenlos mit, wie zahlreiche Patienten, die oft jahrelang mit solchen Leiden befreit waren, davon befreit wurden. Krankenschwester Marie Wiesbaden Nicolastrasse 8.

Finkenmühle Sanatorium und Erholungsheim Post Mellenbach bei Schwarzbach im Thüringer Wald Besitzt alle neuzeitlichen Einrichtungen, Zentralheizung und elektrisches Licht, komfortable Gesellschaftsräume. Individuelle ärztliche Behandlung. Die Küche steht unter Aufsicht des Arztes. Bei Nervenschwäche, Magen- und Darmleiden, Gicht und Rheumatismus, Frauenleiden u. a. m. bestgeeigneter Aufenthalt. Besitzer und Leiter: Dr. med. W. Hotz

Allseit Reformbestrebungen, insbes. der Pflege persönlicher Kultur und gesunder Lebensanschauungen, dient unsere Monatsschrift „Gesundes Leben“, von der wir Probezettel auf Wunsch gratis versend. Abonn. M. 3,60 p. Jahr

Zur Bekämpfung der • Kindersterblichkeit •

Eine der Hauptursachen der übergrossen Sterblichkeit im ersten Lebensjahr liegt in der Mangelhaftigkeit einer angemessenen Ernährung der Säuglinge. Unter den vielen Ersatzmitteln der Mutterbrust hat in letzter Zeit eines immer mehr und mehr infolge seiner hervorragenden Eigenschaften die Aufmerksamkeit der Ärzte und Laien auf sich gezogen und behauptet heute den ersten Rang unter denjenigen Säuglings-Nährmitteln, welche aus frischer Kuhmilch hergestellt werden: die **Backhausmilch**. Die **Backhausmilch** entspricht in physiologischer und hygienischer Hinsicht dem Vorbild, wie es uns die Frauenmilch darbartet und ermöglicht, wie diese, eine regelmässige, von äusseren Störungen unabhängige Entwicklung des gesunden Kindes. Dann aber stellt sie im Falle von Magen- und Darmkrankheiten des Säuglings ein Diätetikum von entschiedener Heilkraft dar, welches die Behandlung mit Medikamenten wesentlich unterstützt, ja manchmal ganz entbehrlich macht. Sie bildet, als das ausschliessliche Nahrungsmittel während der ersten 9–10 Monate, ein durch kein anderes Präparat mit gleicher Sicherheit zu ersetzendes Vorbeugungsmittel gegen die so ungemein verderblichen und häufigen Brechdurchfälle. Vielfache Versuche an Kliniken, Krankenhäusern etc. haben Vorstehendes zur Genüge erhärtet.



Die **Backhausmilch** ist die beste, vom ersten Lebenstage an bekömmliche Säuglingsnahrung.

Die Herren Ärzte werden gebeten, Proben und Literatur zu verlangen von folgenden:

Backhaus - Milchanstalten

Aachen-Burtscheid: Städ. Milchanstalt. — Assenheim b. Friedberg: L. Reif. — Berlin NW, Jagowstr. 20: Dr. Cybulsky. — Brünn (Mähren): Centralmolkerei. — Breslau, Moritzstr. 48: Nutricia. — Cassel, ob. Carlstr. 3/4: A. Müller, Milchkuranstalt. — Chemnitz, Reichenhainerstr. 191: R. Gumprecht. — Dresden: Nutricia, Grunaerstr. 12. — Drüdingen I. E. (bei Strassburg): Gutsmolkerei Kempf — Elberfeld, Dorotheenstr. 32: H. A. Sauer. — Frankfurt a. M., Ginnheimer Landstrasse 74: F. Gottschalk. — Fulda: Molkereigenossenschaft, Fulda. — Halle a. S., Dessauerstr. 5: Nutricia. — Hamburg, Güntherstr. 68: G. Hildebrandt. — Hannover-Linden, Deisterstr. 31: Dr. Friedel Nachf. — Heilbronn, Herbststr. 26: Ferd. Maix. — Karlsruhe, Gerwigstr. 31: Nutricia. — Kaiserslautern: Emil André, Dampfmolkerei. — Köln a. Rh., Hansaring 81: Hupertz & Schürmann, Nachf. — Krefeld, Inratherrstr. 191: H. Bögelmann. — Leipzig: Nutricia, Kronenstr. 52. — Magdeburg: Magdeburger Molkerei. — Olmütz (Mähren): W. Spitzer. — Prag (Nusle): Actien-Dampfmolkerei Nutricia. — Ranzenbüttel bei Berne (Bremen-Oldenburg): Stedinger Molkerei. — Stettin, Hohenzollernstr. 50: Nutricia. — Stuttgart, Lerchenstr. 24a: Nutricia. — Teplitz-Schönau (Böhmen): Molkerei Hille & Dittrich. — Vohwinkel: Nutricia, Otto Volkmann. — Wiesbaden, Bleichstr. 26: Wiesbadener Molkerei. — Wien: Gutsverwaltung Rothneusiedl.

Verlag „Der Sturm“

Wir übernahmen in unsern Verlag

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER
Für Gesang u. Klavier / 52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstrasse 5

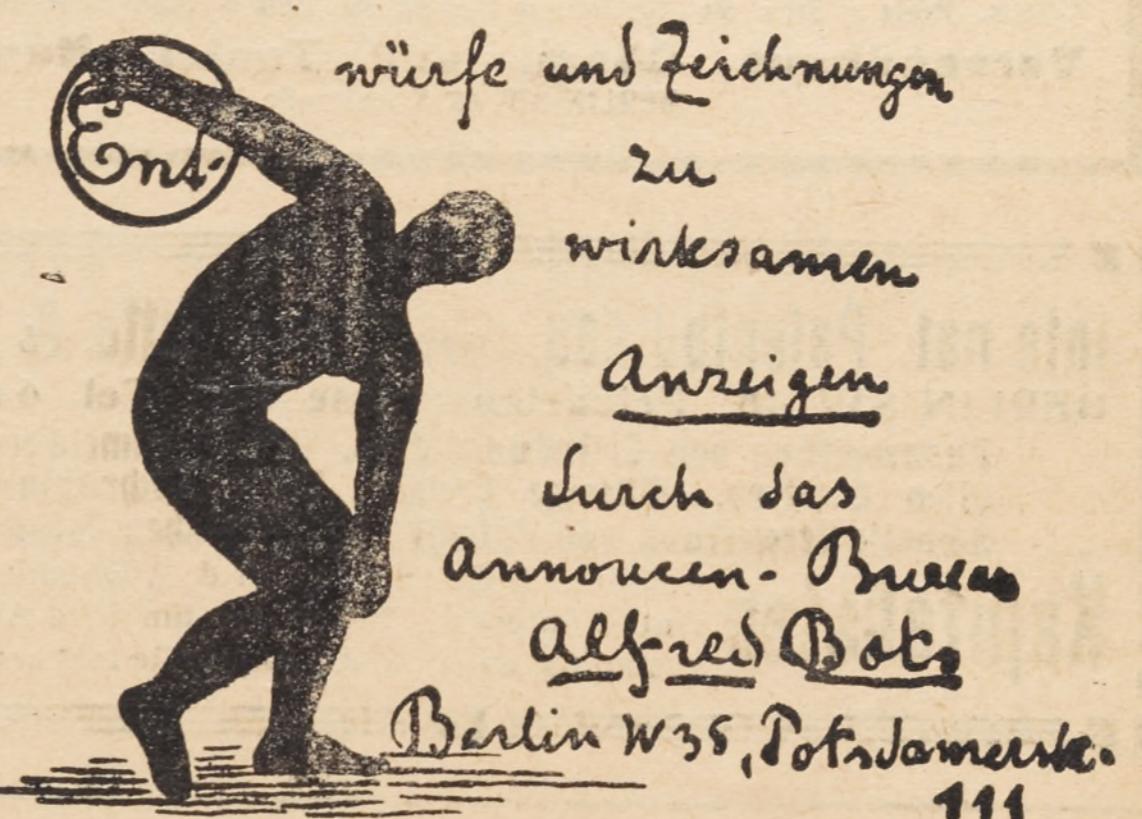
Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

:: Nr. 305/6 ::
soeben erschienen
Preis 50 Pfg.

Aus dem Inhalt:
Schönebeckmesser ::
Die Kretensische Frage

ÜBERALL ERHÄLTLICH



:: Kurhaus und Erholungsheim :: Schloss Neuenhagen

in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit vom Alexanderplatz)

Hauptgebäude mit Zentralheizung und elektrischem Licht, grosse, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. 20 200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park, grosser Obstgarten, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnhofsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben“ kommen vom Besitzer und Leiter Emil Peters ::

MODERNE HAARARBEITEN

finden Sie in jeder Preislage im Spezial-Haargeschäft von

Otto Teutscher Perrückenmacher und Friseur

I. Geschäft: Berlin 106a Potsdamerstr., Eing. 63 Steglitzerstr., Tel. VI. 6735

II. Geschäft: Charlottenburg, 100 Kaiserdamm, Telephon Amt Charl. 6387

Elegante Shampooing Champooing mit Frisur 1,50 Mark und Frisier-Salons Manicure 1,50 Mark

Privatbeamte und Angehörige der freien Berufe!

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrl. Verleihung m. Korporationsrecht, ausgestattet.

DEUTSCHEN PRIVAT-BEAMTEN-VEREIN ZU MAGDEBURG

Zirka 28 000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen u. Zahlstellen.

Neben Pensionskasse, Witwenkasse, Waisenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse sehr wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen :: :: ::

Gesamtvermögen: Ueber 16 Millionen Mark Halbjährl. Beitr. 3 M. :: Man verl. Prospekt.

MAX GIESSWEIN

Kgl. Sächs. u. Kgl. Württemb. Hofopersänger

BERLIN W. 50, Culmbacherstr. 6

Fernsprecher Vla, 18926

Fernsprecher Vla, 18926

ERTEILT GESANGUNTERRICHT

Sprechstunde 3—4 Uhr

Die sparsame Hausfrau legt großen Wert auf die Woh-nungsbeleuchtung! Rechnen Sie sich aus, was Sie im Jahre für den Bedarf an Glühköpfen ausgeben. Wie oft kommt es vor, daß der Körper schon beim Abbrennen entzweigeht? — Nehmen Sie einen guten Rat an und verwenden Sie nur

Hartalin-Glühkörper D. R. P. 203467

Diese Körper besitzen den Vorteil, daß Sie dieselben wie ein Tuch zusam-mendrücken können, ohne daß der Körper darunter leidet. Hartalins-Glühkörper haben eine Leuchtkraft von 100 K. und Sie erzielen damit eine Gasersparnis von 50 %. Brenndauer gar. 1 Jahr. REFERENZ! Für die Straßenbeleuchtung Berlins bereits über 200 000 Stck. geliefert. Versuchen Sie es mit einer Probesendung von 3 Stck., Preis p. Stck. 50 Pf. od. verlangen Sie den Besuch unseres Vertreters

Versandhaus Chem. und Techn. Neuhelten
BERLIN SW. 68 Kochstraße 72

Verlag F. HARNISCH & Co., Berlin W 57

„Spielend“ lernt man Sprachen durch Dr. Rebajoli's Autodidakt



A. Italienisch, elegant gebunden Mk. 10

B. Französisch, elegant gebunden Mk. 10

„Ein monumentales Werk, das jedem, der es ernst nimmt mit dem Lernen einer Sprache, den Stoff zu intensiver Durchdringung und zur völligen Beherrschung des Sprachschatzes in an-sprechender Form und in methodischem Fortschritt bietet.“
Selbstunterrichts-Methode mit Hilfe des Grammophons.

Jeder Lehrer, jede Lehrerin, Jedermann muss Dr. Rebajoli's Autodidakt gebrauchen um leicht und gründlich Fremdsprachen zu lernen.

Die darin enthaltenen 33 fremdsprachlichen Gespräche sind auf 33 doppel-seitige „Odeon“-Schallplatten von unübertrifftener Fülle und Klarheit de-Stimme durch den Autor übertragen worden.

Wiedergabe der Aussprache in höchster Vollendung. Vorführung auf Wunsch beim Autor oder im Verlag. Einzelne Unterrichtsbücher 50 Pf., Platte dazu M 3. Preis der 33 Platten mit Lehrbuch „Autodidakt“ nur M 100

Zur Wiedergabe der Gespräche eignet sich jedes, auch das kleinste Grammophon; jedoch hat der Verlag hierzu eine trichterlose „Autodidakt“-Sprechmaschine konstruiert lassen, die sich durch besonders deutliche Wiedergabe auszeichnet.

Preis derselben nur 50 Mark

Internat. Patentbureau, gegr. 1893, Fitte & Theune
BERLIN SW. 48 Friedrichstrasse 230 Tel. 6a, 19 093

Ausarbeitung von Erfindungsideen. Patentanmeldung in allen Ländern. Mäßige Preise. Keine Nachzahlungen. Schnelle Verwertung von Patenten ohne jeglichen Vorschuss.

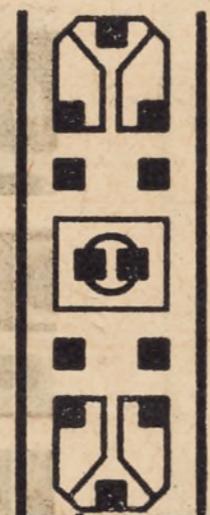
Kapitalisten welche s. f. Beteiligung an d. Ausbeutung von Pa-tenten interess., bitten wir um ihre Adresse, um kostenlos, unverbindl. Angebote machen z.können.

FORDERUNGEN KAUFU ND ZIEHT EIN
INCASSOBANK EWALD VON HAEUSSLER
BERLIN N. 54, Veteranenstrasse 19 :: Telephon Amt III, 8164

DETECTIVABTEILUNG: Ermittlungen, Beobachtungen, Heranschaffung von Material in Civil- und Strafsachen

Akustik-Sprechmaschinen

von der einfachsten bis zur vornehmsten Ausstattung in kulanter und durchaus diskreter Weise : **auf Teilzahlung** Bequeme Zahlweise, geringe Anzahlung, Rest in wöchentlichen oder Monatsraten



Provisionsreisende und Vertreter gesucht ::

Hoher Nebenverdienst
für Personen jeden Standes durch Vertrieb oder Nachweis von Käufern

Akustik-Sprechmaschinenwerke Berlin W 66

Mauerstrasse 86—88 :: Fahrstuhl :: Tel.: I, 7497
Spezialität: Akustophone. Trichterlose Apparate in Schatullen- und Schrankform



Fritz Gurlitt / Hofkunsthandlung / Berlin W

Potsdamerstrasse 113 Villa II

Ausstellung von deutschen Meisterwerken:

Böcklin □ Leibl □ Thoma □ Liebermann □ Trübner etc. etc.

Wochentags von 10—5 / Sonntags von 12—2 geöffnet